

jener Forderung beitrifft, so weiß er sich dabei jedenfalls von Parteirückfichten frei. Ebenso wenig haben ihn juristisch-theoretische Erwägungen bestimmt; die Erfahrung ist seine Rathgeberin gewesen. Die Schwurgerichte haben zwar immer noch Angriffe zu bestehen, sich aber doch so bewährt, daß während der ganzen Vorbereitung der Reichs-Justizgesetze auch nicht einmal ein ernstlicher Versuch zur Beseitigung der Schwurgerichte gemacht wurde. Wenn der Hauptschöpfer jener Gesetze, der preussische Justizminister Leonhardt, im Reichstage bemerkte, daß das Geschworenengericht seinem Abend entgegen gehe und die Schöffengerichtsverfassung in der Morgendämmerung liege, so lehrt sich diese Bemerkung selbstverständlich nicht gegen die Betheiligung von Nichtjuristen an der Strafrechtspflege, sondern bloß gegen die Art dieser Betheiligung. Leonhardt wollte nicht, daß die Männer des Volkes, die Geschworenen, ausschließlich über die Schuld oder Nichtschuld, die gelehrten Richter darauf ausschließlich über die Höhe der Strafe urtheilen sollten, sondern er wünschte ein lebendiges Zusammenarbeiten von Juristen und Nichtjuristen bei der ganzen Verhandlung und Entscheidung des Einzelfalles, ein gemeinsames Abwägen der Schuld und des Strafmaßes, wie dies eben im Schöffengericht verwirklicht ist.

Der Verfasser dieses Artikels hält ein bloß aus Juristen bestehendes Strafgericht keineswegs für besser, als das Schwurgericht in seiner jetzigen Gestalt, theilt aber sonst Leonhardts Ansicht von den Vorzügen der Schöffengerichtsverfassung. Er ist durchdrungen von der Ueberzeugung, daß das Schöffengericht ein Segen für die Strafrechtspflege ist. Darin stimmen ihm jetzt Richter bei, die vordem entschiedene Gegner der Rechtsprechung durch Schöffen waren. In dem Zusammenwirken mit den Männern des Volkes haben sie sich überzeugt, daß diese Männer, die ja zumeist aus den besseren Schichten genommen sind, mit Ernst an ihre Aufgabe herantreten, in den eigentlich juristischen Fragen sich bereitwillig der sachverständigen Ansicht des gelehrten Richters unterordnen, im Uebrigen aber sich eine selbstständige Auffassung zu bilden wissen und damit sehr häufig berichtend und klärend auf den einseitiger urtheilenden gelehrten Richter einwirken. Ein Beispiel: Vor dem Inslebentreten der neuen Rechtsordnung hatte ein preussischer Richter in den alten Provinzen über einen wandernden Handwerksgehilfen zu urtheilen, der des Bettelns angeklagt war. Vier Meister seines Handwerks sagten eidlich aus, daß der Beschuldigte bei ihnen lediglich um Arbeit angesprochen, ein fünfter allerdings mit dem Zusatz, daß der Geselle nachträglich um „das Geschenk“ gebeten habe. Schöffen, also Bürger, die entweder selbst Handwerker sind oder doch mit solchen im engeren Verkehr stehen, würden den Richter auf den alten Brauch des deutschen Handwerks, das unter dem Namen des „Gesentz“ eine Unterstützung der wandernden Gesellen durch die Meister und die in Arbeit befindlichen Gesellen eingeführt hat, aufmerksam gemacht und dadurch eine einstimmige Freisprechung erzielt haben; der Einzelrichter aber sah die Handlung des Gesellen als das an, als was er sie ohne Kenntniß jenes Brauchs ansehen mußte, als Betteln, und sprach demgemäß sein Urtheil.

Aber auch, wenn man den Satz nicht unterschreiben will, daß der gelehrte Richter mit den Verhältnissen des gewöhnlichen Lebens weniger vertraut ist, als der aus der Mitte des Volkes berufene Schöffe — eins wird man nicht hinwegdisputiren können: der Jurist, der vielleicht schon tausendmal über Gesetzesverletzungen zu Gericht geseffen hat, bringt bei dem tausendundeinten Male nicht immer die lebendige Frische und — sagen wir es nur gerade heraus — das warme Interesse mit, welches zu einer gerechten Beurtheilung des Falles nun einmal unumgängliche Voraussetzung ist. Der Bürger, der nur selten, in langen Zwischenräumen des Richteramts zu walten hat, besitzt dieses Interesse, er besitzt es besonders zu Gunsten des Angeklagten. Das Bewußtsein, daß ein jeder von ihnen in die Lage kommen kann, wie der Angeklagte, ist in den Schöffen lebendig und führt sie zur Klarlegung und Würdigung von Einzelmomenten, die der Jurist vielleicht unbeachtet lassen würde. Daß Schöffen häufig freisprechen, wo Juristen verurtheilt hätten, dies ist eine Erfahrung, die wir alle Praktiker bestätigen können.

Fürst Bismarck hat sich einmal vor versammeltem Parlament bitter über die Sentimentalität der deutschen Richter beklagt, die sie dahin führt, den Verbrecher nach Möglichkeit mit der gefällig niedrigsten Strafe zu belegen. Was an dieser Klage des Kanzlers Berechtigtes ist, will ich hier nicht erörtern, keinesfalls trifft sie auf das von mir angeschlagene Thema. Fürst Bismarck klagt nicht darüber, daß zu viele Angeklagte freigesprochen, sondern daß die für schuldig Befundenen zu milde bestraft werden, und das ist ein himmelweiter Unterschied. Daß die Schöffen zu besonders milden Strafen neigen, muß der Verfasser dieses Artikels nach seiner Erfahrung entschieden bestreiten, ihm sind im Gegentheil viele Fälle bekannt, wo die Schöffen im Strafmaß ganz erheblich über den Antrag des Amtsanwalts hinausgegangen sind. Daneben laufen nun freilich zahlreiche Fälle, wo die Schöffen gegen den Antrag des Betreters der öffentlichen Anklage auf Freisprechung erkannt haben, darin aber finde ich kein Bedenken, und kein vorurtheilsfreier Mann wird es finden können. Wenn die Richter einmal die Ueberzeugung von der Schuld des Angeklagten gewonnen haben, dann sollen sie sich bei Abmessung der Strafe nicht von sentimentalnen Regungen leiten lassen, andererseits aber sollen sie, falls ihnen jene Ueberzeugung nicht unumstößlich feststeht, auf Freisprechung erkennen, denn — so abgedroschen er auch sein mag — ewig wird der Satz die Richtschnur eines Richters bleiben müssen, daß es besser ist, zehn Schuldige gehen frei aus, als ein Unschuldiger wird verurtheilt. Daß dieser Satz zur Anwendung kommt, dafür bietet ein Gericht, zusammengesetzt aus Juristen und Bürgern, die beste Gewähr. Tritt das sogenannte mittlere Schöffengericht, bestehend aus zwei Juristen und drei Laien, an die Stelle der jetzigen Strafkammer, wird dann noch die Bestimmung beibehalten, daß zu einer Verurtheilung mindestens vier Stimmen notwendig sind, so sind alle Bürgschaften, die der Angeklagte nur verlangen kann, gegeben, und man kann auf die Berufung gegen die Urtheile dieses Gerichts ruhig verzichten.

Nach Allem, was aus der Presse, aus den Parteien und den Regierungskreisen verlautet, ist eine Ordnung der Reichs-Justizgesetze an der Hand der seither gemachten Erfahrungen nicht fern — mögen dann auch die vorstehenden Betrachtungen eine wohlwollende Erwägung finden!

Literatur und Kunst.

Der colonisatorische Werth des Plattdeutschen.

Von Klaus Groth.

H. Th. Reinhold sagt in seinem Artikel über „praktische Colonisationsarbeit am häuslichen Herd“ in Nr. 27 der „Gegenwart“ u. A.:

„Die praktische Ausbreitung der deutschen Sprache im Auslande ist bisher nur ganz vereinzelt betont und immer wieder vergessen worden. Und doch ist dieser Weg vielleicht der erfolgreichste von sämtlichen colonisatorischen Bestrebungen. Die Einsicht in diese Wahrheit hat in Frankreich vor einiger Zeit eine Gesellschaft zur Förderung der französischen Sprache begründen helfen, der wir zur Zeit nichts Aehnliches an die Seite zu stellen haben. Da es zunächst vor Allem darauf ankommt, das vorhandene deutschsprechende Element im Auslande zu erhalten, so sollte das alte Deutschland Bestrebungen, welche diesem Zwecke dienen, volle Beachtung und Unterstützung zuwenden. In vielen Fällen bedarf es nur des guten Willens und verhältnismäßig geringer Opfer, um erhebliche Erfolge zu verbürgen. In den Vereinigten Staaten sind Vereinsbildungen vorhanden, deren Förderung leicht und vielversprechend ist.“

Ueber diese Vereinsbildungen nach einer bestimmten Richtung hin, von denen der Verfasser jenes Artikels wohl keine genaue Kenntniß besitzt — denn sonst würde er nicht unterlassen

haben, auf ihren schon jetzt ganz bedeutenden Einfluß für seine Zwecke näher hinzuweisen —, erlaube ich mir einige Mittheilungen zu machen und einige Betrachtungen daran anzuknüpfen.

Die „Plattbütsche Zeitung“ in Chicago in Illinois bringt daselbst in plattdeutscher Sprache in ihrer letzten und zugekommenen Nummer vom 21. Juni folgenden Artikel unter der Ueberschrift: „Un se bewegt sik!“ darunter ihre Bignette, ein Eichbaum, das allgemein angenommene Symbol der plattdeutschen Sprache, und der holsteinische Wehrruf: „Jungs holt fast!“

„Wenn Friß Reuter noch lebte und sich den plattdeutschen Volksstamm von heute betrachten könnte, so würde er mit lachendem Gesichte ausrufen: Wie ist's möglich!“

„Gott sei Dank, unserm lieben Klaus Groth ist es vergönnt!“

„Wir Niederdeutsche spielen heut zu Tage die erste Geige. Unsere plattdeutschen Jungens haben den Hebel von der Weltmaschine in der Hand. Mister Plattbütsch ist gegenwärtig eine angesehene Person bei allen Nationen. Wovon kommt das? Es kommt daher, daß der Plattdeutsche im Durchschnitt ehrlich, arbeitsam und sparsam ist. Er geht vorsichtig zu Werke, und mit Ausdauer vollbringt er, was andern Völkern unmöglich scheint. War es nicht so mit unserer plattdeutschen Bewegung in Chicago? Unsere Landsleute, die hier vor 30 Jahren in Amerika landeten, wissen sich noch ganz gut zu erinnern, mit welcher verächtlichen Gesichtern sie empfangen wurden. Heute sind diese Leute die reichsten und angesehensten in diesem Lande. Unsere plattdeutsche Sprache, auf die früher jeder strohköpfige Professor mit Verachtung herabsah, hebt heute stolz ihr Haupt und sagt: Hier bin ich!“

„Hier in Chicago, der Hauptgeschäftsstadt der Welt, halten die plattdeutschen Vereine von Nordamerika am 7. Juli d. J. eine Zusammenkunft, wozu sämmtliche Vereine eingeladen sind. Der Zweck ist: Unsere liebe Modersprach zu hegen und zu pflegen, ferner: Engere Vereinigung unter den Plattdeutschen Amerikas herzustellen.“

„Möge der Allmächtige, der in Meerestiefen und den fernsten Sternen thronet, seinen Segen dazu geben, daß aus dieser Zusammenkunft eine Vereinigung entsteht, an der Kind und Kindeskind sich erfreuen werden!“

Darüber wird also eben entschieden sein, während ich dieses schreibe.

„Gleichzeitig aber feiert man in New-York zum zehnten Mal das große plattdeutsche Volksfest.“ Ueber die Vorbereitungen dazu schreibt die New-Yorker Plattbütsche Post in ihrer letzten Nummer vom 5. Juni: „Es soll in diesem Jahre das zehnte plattdeutsche Volksfest begangen werden, und wir sagen nicht zu viel, wenn wir behaupten, daß das Gesamt-Plattdeuthum Amerikas mit verdoppeltem Interesse der Entwicklung der Jubiläumfeier entgegensteht. Von San Francisco, Denver, St. Louis, Milwaukee, Chicago, Cincinnati, Cleveland u. u. gehen uns unausgesetzt Fragen zu.“

„Wir erfuhren zu unserm Vergnügen, daß das Executiv-Comité in der lezhin abgehaltenen Sitzung beschloß, den einzelnen Abtheilungen des Festausschusses 7000 Dollar zu überweisen, um damit ein dem reichen Vereine würdiges Volksfest einzuleiten. Gewiß eine Summe die sich hören läßt und mit der man auch etwas beschiden kann. Die nächste Delegirten-Sitzung findet morgen Sonntag Nachmittag in Louis Behrendts Beethoven-Halle statt und wird voraussichtlich auch wieder, wie gewöhnlich, stark besucht werden.“

Das also geschieht in dieser Einen gesegneten Woche drüben überm Weltmeere zur Erhaltung deutscher Sprache und Sitte, zur Vereinigung deutscher Culturkraft, denn das Plattdeutsche isolirt nicht, es zieht die verwandten Stämme heran, nur ist es in seiner Zähigkeit das feste Bindemittel. Das hat sich auch im deutschen Mutterlande gezeigt. Es ist nicht wahr worden, was deutsche Journale, Kritiker und Literarhistoriker bei unserm ersten Auftreten vor einem Menschenalter prophezeiten, daß wir den Particularismus aufs Neue stärken würden. Unser Reichskanzler sah gleich schärfer, er schrieb mir gelegentlich 1870 während des Krieges aus Rheims seinen Dank dafür, daß ich

durch meine Lieder mit geholfen, daß die deutschen Stämme sich gegenseitig kennen und achten lernten. Vor allen Dingen hat der Yankee den Mister Plattbütsch durch und seit dem ersten großen plattdeutschen Volksfeste, dem auch solche in Chicago und wer weiß wo gefolgt sind, respectiren lernen. Das ist Thatsache und ein Erfolg, den auch wohl Friß Reuter in Stenbagen, als er seine Läschen un Rimels und seine Olen Kamellen schrieb, nicht als Mitwerk vorausgesehen hat. Stolz lieb ich den Spanier, stolz lautet jener Artikel, stolz muß erst einmal der Deutsche im Auslande werden, dann bleibt er der Sieger.

Vor zehn Jahren schrieb mir ein Auswanderer von New-York einen plattdeutschen Brief, ein einfacher Mann aus dem Hannöverschen, ohne eigentliche Schulbildung, vielleicht nicht im Stande richtig hochdeutsch zu schreiben, worin er mir sagte, er habe zufällig meine Broschüre „Ueber Mundarten und mundartige Dichtung“ gelesen. Er sei außer sich gerathen, habe sogleich erkannt, daß das Plattdeutsch drüben eine Macht sei, man solle nur die Kräfte vereinigen. Dazu schlug er, ein praktisch gewordener Mann, sogleich die richtigen Mittel vor. Er war Mitglied eines plattdeutschen Vereins, des Demeisterclubs, und hat nun mich, ich möchte ihm einen plattdeutschen Brief schreiben, der veröffentlicht werden könnte, worin ich möglichst humoristisch vorschläge, daß der Club seinen Namen, etwa in „Plattbütsche Vereen“ änderte und so Veranlassung würde, daß andere Plattdeutsche sich anschließen. Das geschah. Der Brief stand bald dort in allen deutschen Zeitungen, wenn auch oft kaum noch lesbar, abgedruckt, und der Erfolg war, daß mehr als 30 plattdeutsche Vereine, die bis dahin größtentheils ganz in der Stille praktische Zwecke: Todten- und Krankenkassen, gesellige Zusammenkünfte verfolgt hatten, auftauchten, deren Vereinigung bei der Größe der Stadt und der Entfernungen sich als unmöglich zeigte.

Sogleich hatte nun Johann Börsmann, so ist sein Ehrenname, einen anderen Plan, und eine lebhaftere Correspondenz entspann sich zwischen uns: ein großes plattdeutsches Volksfest! damit zunächst einmal alle Plattdeutschen New-Yorks und Umgegend persönlich zusammenkommen, sich kennen lernen, aussprechen, Pläne bereben könnten.

Wir sparten keine Mühe und Börsmann schonte weder Zeit noch Geld. Ich schrieb Artikel und ein Festlied, das schon lange vor Gestaltung des Festes nebst andern plattdeutschen Liedern zum Staunen der New-Yorker bei Zusammenkünften auch auf den Tramways durch die Stadt gesungen wurde.

Mit dem Photographen Fricke zusammen wagte Börsmann es eine plattdeutsche Zeitung „Uns' Modersprach“ zu gründen, die als Festzeitung großen Eindruck machte. Das Fest kam zu Stande, begann mit einem Umzuge durch die Stadt so großartig, wie er seit dem Friedensfest 1871 nicht gesehen worden war, und amerikanische Zeitungen sprachen in der That mit Staunen vom Mister Plattbütsch. Wenn ich nun noch sage, daß das Fest auf 8 Tage ausgedehnt werden mußte, daß es an den Haupttagen an Geldkisten für das (meist in Kupfer gezahlte) Eintrittsgeld fehlte, daß man Bierfässer, denen man den Boden ausschlug, dazu benutzen mußte, so wird dem Leser Werth und Einfluß desselben klar geworden sein. Plattdeutsch war drüben eine Macht geworden, mit der der kluge Yankee anfang zu rechnen.

In diesem Augenblick feiert man das Fest zum zehnten Mal. — Warum nicht ein allgemeines großes deutsches Fest? Wer da glaubt, daß die Schriftsprache das Kampfmittel sei, an den Grenzen des deutschen Stammes gegen andrängende Feinde, das Mittel zur Einigung in der Fremde, der irrt sich. Die Mundarten, oder wie schon Dahlmann in seiner Vorrede zu der plattdeutschen Ditmarscher Chronik des Neocorus 1828 mit Recht sie nannte: die Stammsprachen sind Schild und Waffe gegen die Feinde, die Fahne in der Fremde. Nicht die Gebildeten sind die Kämpfer — sie sind höchstens Führer —, sondern der allgemeine Heerbann sind Knecht und Magd, Arbeiter und Handwerker, Kind und Regel. Der süß vertraute Mutterlaut, von der Wiege, von Kindesbeinen an, von Mund zu Mund in traulicher Rede, Liedern und Sprüchen gehört, nicht

in der Schule aus Büchern gelernt ist es, der die Herzen rührt und zusammen führt und die unwiderstehliche Macht bildet, wenn fremder Mund sich einbringen will. Das Plattdeutsche hat in Schleswig das Deutlichkeit gerettet, das Allemannische im Elsaß. Es gibt eine ganze Anzahl deutscher Zeitungen in New-York, in St. Louis und sonstwo in Amerika, deren Einfluß zur Erhaltung deutschen Wesens im Auslande wir gewiß nicht verkennen wollen, aber agitatorisch wie Frides Modersprach, wie die Chicagoer Plattdeutsche Zeitung, die New-Yorker Plattdeutsche Post, so wenig diese sich nach Inhalt und Form mit jenen messen können, haben sie nie gewirkt.

Was kann da das deutsche Mutterland thun, um weiter zu helfen? An Geld fehlt es nicht drüben. Zu einer Fahne mit den Bildnissen von Friß Reuter und Klaus Groth hatten die Frauen von New-York 1874 sechstausend Dollar über. Der deutsche Schulverein kann nicht helfen, an Schulen und Büchern fehlt es nicht. Aber die plattdeutschen Zeitungen drüben dürfen nicht untergehen. Dann würde das Centrum fehlen, der Angriffspunkt; der Sprechsaal wäre geschlossen. Freilich schrieb die Chicagoer Plattdeutsche Zeitung vor einiger Zeit ebenso triumphirend wie in dem mitgetheilten Artikel: Wenn ihre Abonnentenzahl so zunähme, wie in den letzten Jahren — und dafür thut sie das Ihrige, da sie Agenten reisen läßt, um zu werben —, so würde sie bald eins der gelesensten Blätter der Welt. Wozu sie die alte Heimat bedürfen das ist das Material. Ohne Friß Reuter und mich wäre drüben keine plattdeutsche Zeitung je entstanden. Die Chicagoer hat meine beiden Bände Quiddborn nebst allem was sonst von mir faßbar, abgedruckt; versteht sich ohne Vergütung. Ich habe mich nicht darüber geärgert, sondern gefreut. Wenn sie nun aber ganz zu Ende — was dann? Einheimische plattdeutsche Schriftsteller, die etwas leisten können, haben sie noch wenige. Herr Goos in Nebraska galt nur einmal etwas, als er mir ein gutes Gedicht entwendet und, etwas verhunzt, unter seinem Namen hatte drucken lassen. Seitdem ist er verschollen. Doch ist allerdings eine plattdeutsche Gedichtsammlung in Chicago von Lafrenz erschienen, das erste plattdeutsche drüben geschriebene gedruckte Buch, zu dem ich eine empfehlende Vorrede habe schreiben können.

Wir besitzen in Deutschland eine einzige plattdeutsche Zeitung, den Selbstom in Berlin, nachdem der Plattdeutsche Husfründ, trotz aller hingebenden ungelohnten Arbeit von mir und Anderen, wegen Mangels an Theilnahme eingegangen ist. Mit dem Bestehen dieses oder eines ähnlichen Blattes, glaube und fürchte ich, ist das Schicksal wenigstens der Chicagoer Zeitung verknüpft. Und wenn man etwas für die Deutschen draußen thun wollte, so wäre es nach meiner Meinung von Wichtigkeit, wenn man den Selbstom sei es durch Geldmittel, sei es durch Abonnement unterstützte. Wäre das nicht auch ein Gegenstand für den deutschen Schulverein? Wir Mitarbeiter thun unsere Arbeit auch für dieses Blatt umsonst und bringen, nebst dem Verleger, mehr oder weniger Geldopfer. Wenn das Blatt eingeht, so fehlt es an einem Sammelpunkt und an Anregung für plattdeutsche Schriftsteller, und für die guten Landsleute drüben bald an allem Anhalt.

„In vielen Fällen bedarf es nur des guten Willens und verhältnißmäßig geringer Opfer, um erhebliche Erfolge zu verbürgen,“ sagt Reinhold. Wäre nicht hier ein solcher Fall? —

Es kommt noch ein gewichtiges Moment hinzu. Reinhold sagt weiterhin: „Ein weiterer, anscheinend nach der entgegengesetzten Seite hin gerichteter, aber zu demselben Ziele führender Schritt liegt in der praktischen Pflege des fremdsprachlichen Unterrichts.“ Er meint mit Recht, „daß wir Deutsche nur dann in der Lage sind, colonisatorische Fortschritte zu machen, wenn wir die Auswanderer mit brauchbaren Sprachkenntnissen ausrüsten.“ Fürs englische Amerika nimmt der Plattdeutsche diese Ausrüstung durch seine Mundart von Haus aus mit. Kein Fremder lernt so leicht, schnell und vollkommen englisch, als der Plattdeutsche. Max Müller hat es gewagt, den Engländern ins Gesicht zu sagen — was jedem Kenner beider Idiome einfach bekannte Thatsache ist —, daß ihre Sprache nur ein verderbtes

Plattdeutsch sei. Thatsache ist auch und namentlich von den amerikanischen plattdeutschen Zeitungen wiederholt angeführt, daß die bessere Stellung der Plattdeutschen drüben, namentlich als Grocers, Wirthe, zum großen Theil daher stamme, daß sie sich rasch der englischen Sprache bemächtigten.

Dies wäre denn ein Grund auch daheim dafür zu sorgen, daß die heimische Mundart gepflegt werde, wozu eine Zeitung in jetzigen Verhältnissen kaum zu entbehren ist.

Wenn von Colonisationsideen die Rede ist, so fällt gegenwärtig Jedem Südafrika, Transvaal, Angra Pequena und Lüderik ein — mir auch, denn das Land ist, so weit Cultur reicht, plattdeutsch. Die südafrikanische Colonie wurde gegründet von zwei Holländern, zwei Plattdeutschen und einem Blamen, und vereinigte so schon in ihrem Ursprunge alle drei Abtheilungen des niederdeutschen Stammes. Im Jahre 1881, zur Zeit des Kampfes der südafrikanischen Buren mit den Engländern, empfing ich nach und nach einen ganzen Stoß dortiger Zeitungen aus der Capstadt, aus Bloomsfontein und anderswoher. Die Sprache ist uns leicht verständlich, sie ist niederländisch mit einer Abweichung ins Plattdeutsche. Es ist gar kein Wunder, daß unser genialer Reichskanzler dies beim Besuch der Gesandten aus dem Transvaal gleich heraushörte und freischweg mit ihnen plattdeutsch sprach.

Mir liegt augenblicklich, auch wie gerufen, ein Separat-Abdruck einer Rede des gelehrten Stadtbibliothekars Dr. Hansen in Antwerpen aus dem „Blaamschen Kunstboden“ vor, die er im Auftrage des dortigen Kunstvereins an die Gesandten der südafrikanischen Republik, den Präsidenten Paul Krüger, den General Smit und den Minister Du Toit bei ihrem Besuche dort in Antwerpen hielt.

Dr. Hansen ist die Seele der niederdeutschen, oder wie sie dort sagen, der dietschen Bewegung in Belgien, die einen näheren Anschluß der Holländer und Plattdeutschen mit den Blamen, Austausch ihrer Literatur, womöglich Gemeinschaft in der Orthographie der eng verwandten Idiome erstrebt und dafür seit 30 Jahren durch Reden und Schriften gewirkt hat.

Er sagt den Herren in seiner Ansprache: „Was uns zusammenbringt, das ist das Blut, da wir Kinder derselben Mutter sind.“ Aber nicht bloß die Blamen und die Holländer gehören zu demselben Stamm mit den Transvaalen, die Plattdeutschen gehören nach Sitte und Sprache auch dazu. Das komme freilich, wie es scheint, immer erst in Kampf und Krieg um die eigne Existenz zum Bewußtsein. So ging es auch in diesem Falle. Ganze Jahrhunderte konnten verfließen, ohne daß man sich um einander kümmerte oder von einander wußte. Als aber im Jahre 1881 die Buren in Südafrika den Heldenkampf gegen britische Uebermacht und Vergewaltigung kämpften, da erwachte das Verwandtschaftsgefühl. Holländer und belgische Blamen sammelten Geld, schickten Aerzte nach Afrika und, mit Tausenden von Unterschriften der besten namhaften Leute des Landes bedeckte ernste Vorstellungen an das englische Volk, an das dortige Parlament, an Regierung und Königin — nicht ohne Wirkung. Auch die Plattdeutschen schlossen sich an (die Hochdeutschen nicht minder, setzen wir hinzu) und thaten Wehnliches.

Dabei erzählt Dr. Hansen seinen afrikanischen Freunden: „Ganz Norddeutschland ist, nicht weniger als das Capland, in verschiedenen Jahrhunderten von Blamen und Holländern colonisirt worden. Hunderttausende haben sich dort seit mindestens drei Jahrhunderten niedergelassen, mit den stammesverwandten Sachen gemischt haben sie Städte gegründet, Landbau und Viehzucht eingeführt; auch der so allgemeine Backsteinbau stammt von ihnen. Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften ist eine holländische Schöpfung, und die berühmten „Kinden“ zu Berlin sind von einer holländischen Hand gepflanzt.“

Dr. Hansen spricht dann des Genaueren von der Verwandtschaft der niederländischen und plattdeutschen Sprache unter einander und mit dem Transvaalschen.

„Ich erinnere mich,“ erzählt er, „daß ich am 26. Nov. 1876 und am 2. Dec. 1877 im niederländischen Theater in Antwerpen

vor einer gemischten Gesellschaft von 800—1000 Personen unter überraschendem Beifall Groths „Moderspra“ und andere Gedichte von ihm und anderen Plattdeutschen vorgetragen habe. Ebenso auf dem Sprachcongreß in Maastricht 1875 habe ich plattdeutsche und besonders Groth'sche Gedichte vorgetragen mit großem Beifall.“ Damals waren auch schon transvaalsche Abgesandte, mit ihnen der Präsident der Republik Dr. Bürger, Theilnehmer am Congreß und an Hansens Vorträge. „Ein transvaalscher Bur war so erstaunt, daß er mich versicherte, die ditmarsche Sprache laute ihm auf tausend Meilen Entfernung wie seine eigne.“

Dr. Hansen theilt dann noch Proben sowohl plattdeutscher als transvaalscher Gedichte in seiner sehr verständig erdachten vermittelnden Schreibweise mit, so daß sie Blamen und Holländern verständlich sind und uns nicht schwer fallen, zu dem für uns Plattdeutsche allerdings unnöthigen Beweise unserer nahen Verwandtschaft. Für unseren heutigen Zweck sind diese Proben mehr als überflüssig, uns kam es nur darauf an, den Beweis zu liefern, welchen colonisatorischen Werth das Plattdeutsche hat und gewinnen kann und die Aufmerksamkeit derer darauf zu lenken, welche in der Colonisationsfrage Deutschlands nicht bloß eine Geld- und Machtfrage sehen. Nur einen kleinen rührenden Vers aus einem transvaalschen Vaterlandsliede sei mir erlaubt in orthographisch ein wenig geänderter Fassung hier mitzutheilen:

En jede Natie hat sin Recht
Un weer se noch so swak un slecht.
Dar is en Dog wat Alles mert(t)
Un sett dat Unrecht Paal un Pert*);
De kiekt ol uns Berdrüders na
Un wakt ol för Südafrika.

Kiel, 9. Juli 1884.

Ueber den Endzweck im All.

Von Otto Caspari.

Wissenschaftliche Streitigkeiten haben oft den Nutzen, daß sie die Situationen in Bezug auf brennende Fragen klären, weil in der Opposition das Berechtigte und das Unberechtigte der entgegengesetzten Standpunkte deutlich zu Tage tritt, und der Unbetheiligte sich so ein gerechtes abwägendes Urtheil zu bilden im Stande ist. In diesem Falle gilt heute noch wie immer das Wort des Heraklit: Der Streit ist der Vater aller Dinge, aus dem Kampf der Parteien wird die Wahrheit gewonnen. In der Philosophie, wo die Controversen niemals ruhen, treten einige derselben in gewissen Zeitläufen ganz besonders in den Vordergrund. Seitdem von Seiten der modernen Naturwissenschaft die Frage nach der Entwicklung und Entstehung des Organismus von Neuem angeregt wurde, und insbesondere durch Darwins Naturdeutung die Probleme über „Entwicklung“, und die damit zusammenhängenden Grundbegriffe von „Ziel“ und „Zweck“ zur Erörterung gebracht wurden, konnte es nicht ausbleiben, daß auch die philosophische Wissenschaft eben diese wichtigen Begriffe von Neuem scharf ins Auge faßte. Dabei war es selbstverständlich, daß entgegengesetzte Auffassungen alsbald hierüber verbreitet wurden.

Da in der Philosophie seit Hume und Kant beständig zwei Hauptströmungen nebeneinander hergehen, um zuweilen scharf gegeneinander zu prallen, ist leicht zu übersehen, daß auch über die Begriffe von Entwicklung, Ziel und Zweck diese verschiedenen Richtungen neuerdings in den heftigsten Kampf gerathen mußten. Dieser Kampf hat gegenwärtig einen gewissen Höhepunkt erreicht, und es verlohnt sich daher auf denselben sein Augenmerk zu richten. Wie erwähnt, sind es die beiden Schulen des Empirismus und des Idealismus, welche wir kräftiger denn je über die Zwecklehre (Teleologie) streiten sehen. Beide Parteien haben in

*) Paal un Pert = Maß und Ziel.

gewissem Betracht Recht und Unrecht, beide vertheidigen bestimmte unveräußerliche Wahrheiten; aber beide auch müssen in gewissen Punkten gegenseitig nachgeben; denn nur wenn dies geschieht und die Streitenden sich zur Vermittelung herbeilassen, kann die philosophische Gesamtwissenschaft fortschreiten.

Wir werfen unsere Blicke zuerst auf die rationalistischen Idealisten; denn diese haben in der philosophischen Gesamtwissenschaft bisher immer auf Rechte gepocht, die ihnen von Alters her zutamen, sie waren deshalb stets um so vornehmer und sympathisirten gern mit einem Unfehlbarkeitsstandpunkt, mit dem sie sich das Recht herausnahmen zu herrschen und zu bevormunden.

Die Argumente dieser philosophischen Lehre scheinen ja auch so klar und unanfechtbar, daß es nicht Wunder nimmt, daß sie so lange eine absolute Herrschaft ausübten. Alles in der Welt muß eine oberste und unbedingte Ursache, einen ersten Grund haben, wo aber ein solcher herrscht, da muß es auch einen letzten Zweck geben, eine Welt ohne einen solchen gedacht, wäre ein planloses Chaos, eine an sich sinnlose und werthlose Welt, und in letzterem Stücke haben die Idealisten Recht, ihr Unrecht beginnt erst, wenn sie diesen ersten Grund und letzten Zweck als irgend eine Macht hinstellen, und metaphysisch hypostasiren, um sie damit herrschen, Alles bevormunden und gängeln zu lassen, wenn sie diese Gewalt (sie mögen sie nennen wie sie wollen) als ein sogenanntes Allervollkommenstes (ens realissimum) für alle Ereignisse, Thatfachen und empirische Vorkommnisse verantwortlich machen müssen, wie es die logische Consequenz dieser Ansicht erfordert.

Da zeigt es sich denn, daß eben diese Consequenz dahin führt: dieses allervollkommenste Wesen als allgemeinsten ersten Grund und höchsten und letzten Zweck, auch für alle unvollkommensten Ereignisse: wie furchtbare Uebel, Schmerzen, Unzweckmäßigkeiten, Katastrophen und Mißgeburten aller Art, oder um es kurz und populär zu sagen: Gott als vollkommensten, obersten Weltgrund in seiner Allmacht auch für die Existenz des Teufels verantwortlich zu machen. Die Ausrede, daß die furchtbaren Weltpestilenzen, Convulsionen und Schmerzen nur den Einzelnen jedesmal zu Grunde richten, nicht aber das Ganze treffen, verfängt nicht; denn das wäre eine schöne allervollkommenste oberste Ursache und letzter Endzweck, welche um zu letzterem zu gelangen sich im Einzelnen so unbarmherziger, furchtbarer und rücksichtslos grausamer Mittel bedienen müsse. Hier hat der moderne Pessimismus vollkommen recht, wenn er zu der Consequenz kommt, lieber hätte diese Allmacht die ganze Welt nicht schaffen sollen, als ein solches mit tausend Teufeln und Mißgestalten bevölkertes Leben und Wesen darin zu begründen. Es ist Leibniz in seiner schönen Theodicee leider nicht gelungen, die große Weltharmonie mit den unzähligen Dissonanzen widerspruchslos philosophisch einleuchtend zu machen, sein dogmatischer Optimismus und rationaler Idealismus findet heute daher keinen Vertreter mehr. Aber das ist nicht Alles, was man gegen die von den rationalen Idealisten vertretene dogmatische Teleologie geltend zu machen hatte. Am meisten eifern gegen dieselbe die Naturwissenschaften. Die Scheuklappen, mit denen die mittelalterlichen Teleologen den Blick in die freie Natur verfahren, mußten, wenn klare und unbefangene Forschung und Erforschung der Thatfachen bestehen sollte, fallen. Es ist klar, daß wer in allen Wirkungen Zweck und Absicht von vornherein wittert und anticipirt, in einer unbefangenen Weise die Natur, wie sie sich unserem Auge bietet, nicht darstellen und beschreiben kann. Weil der Teleologe überall seine Wünsche, Zwecke und Absichten einmischt und unterschiebt, muß er, hiervon befangen, seine Naturbeschreibung fälschen; anstatt alle Thatfachen zusammenzunehmen, wird er nur eine Mythologie von absichtsvollen Ursachen zusammentragen, und das was thatsächlich unzweckmäßig ist, wird er unwillkürlich zum Besseren umdeuten. Diese Bevormundung der Naturbeschreibung hatte einst Baco vor Augen, als er die dichtende Teleologie gegenüber der nüchternen, klaren Naturbeschreibung eine Jungfrau nannte, die nichts gebären könne. Je mehr nun die Naturforschung sich ausbreitete, je mehr